

## Im Bauernland.

Von Johan Skjoldborg.

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Geldt.)

„Daß Du es riskierdest, Per, ha ha ha,“ lachte Mikkel. „Ich kann's, hol's der Satan, nicht begreifen . . . Du hättest ihn nur sehen sollen, den einen, der da rief und schrie, Du hättest ihm ins Gesicht sehen sollen, ha ha ha —“ Mikkel war dem Ersticken nahe vor Husten, Nüßpern und Spucken.

Per lachte über den ganzen Vorgang.

„Aber es geschieht ihnen nur Recht, diesen Burichen, nun können sie das nächste Mal arme Leute in Ruhe lassen . . . und der Schlächter, der verlor Nase und Mund auf einmal — das tat er meiner Seel, hä hä hä.“

„Ja, ja,“ sagte Per lebhaft. „Das war wenigstens immer eine kleine Aufmunterung. Nun wollen wir einen Schnaps nehmen, Mikkel. Ich kaufte einen halben Liter. Daran können wir uns unterwegs göttlich tun. Prost!“

„Ja, ja, Per, Spaß muß sein und Ernst muß sein, und es gibt keinen noch so guten Scherz, der nicht auch etwas Ernst enthielte. Nun will ich Euch von Herzen wünschen, daß es Euch gut gehen möge, und daß Du wieder ganz gesund werden mögest, gute Sophie.“ Er wandte sich um und blickte sie freundlich an. Zum ersten Male nahm Mikkel die Weife aus dem Mund.

„Ich danke Dir, Mikkel,“ sagte Per, „weil Du uns so billig beim Umzug behilflich bist.“

„Ich will Euch was sagen, Per und Sophie, es heißt, daß die Großen zusammenhalten; aber die Kleinen halten, hol's der Satan, auch zusammen, hä hä hä.“

„Ich habe guten Mut für die Zukunft, Mikkel, es müssen doch einmal bessere Zeiten kommen.“

„Mir scheint auch,“ fügt Sophie hinzu. Sie seufzt. „Wenn ich nur gesund werden könnte. Es ist wohl noch weit?“

„Ja, beste Sophie. Wir müssen mindestens noch durch zwei Kriege hindurch. Aber das schaffen wir auch noch, hä hä hä . . . ach, hol's der Satan, das schaffen wir noch, hä hä hä!“

### 2.

Zeitig am nächsten Morgen trat Per Holt aus der Tür seines neuen Heims im Hoibyer Moorhause. Es lagen noch einige Hütten mehr an der Westgrenze des Moores, direkt unter den steilen Hoibyer Höhen. Aber von Hoiby selber sah man nur im Süden an der Wegbiegung die ersten Höfe.

Von Per Holts Häuschen aus erstreckte sich die Moorsenkung weit nach Südost bis zum Horizont. Und zu beiden Seiten dieses tiefer liegenden Landstrichs erhoben sich breite, fruchtbare, hochgelegene Felder, auf denen verstreut Höfe lagen.

Dies also war der Platz, wo Per leben sollte. Er blickte ringsum — so viel Moor, so viel fruchtbares Bauernland, so viel Arbeit.

Jetzt war er ein freier Arbeiter und kein Gesinde wie auf dem Gutshofe. Er konnte Arbeit nehmen, wo er wollte, und war nicht, wie ein Hund, an die Kette gebunden . . .

Er dehnt seine Brust und füllt seine Lungen mit dem taufrischen Morgenwind, der vom Moor her ihm entgegenstreicht.

Und der Porsth — ja das war der Porsth, der wohlriechende Porsth, dessen Duft ihm der Morgenwind zuführte. Er lächelt vor Wohlbehagen.

Die Hoiby-Au da draußen und die Wiesen rings umher dampften, so daß die hölzernen Träger der hochgelegenen Brücke und das Geländer im Nebel riesenhafte Dimensionen annahmen.

In der Nähe liegt der weiße Dunst so fein wie ein Spinnewebe über den niedrigen Büschen des Moores.

Aber die Sonne wärmt in dem brodelnden Morgen, so daß Nebel und der blaue Tau bald verschwinden.

Und schließlich liegt die ganze Gegend in strahlendem Sonnenlicht dufend frisch und neu da.

Per Holt hat früher dergleichen nicht bemerkt. Nun scheint es ihm, als hätte er nie im Leben einen so schönen Tag gesehen wie diesen.

Und es ist, als streue er wohlthätig Licht und Glück über ihn aus.

Jens, der große Junge, erscheint auf der Schwelle und steht still hinter seinem Vater. Bald finden sich auch Sophie und die anderen Kleinen ein. Es hat den Anschein, als hätte die Holtsche Familie die Nacht nicht ruhig schlafen können, so zeitig sind sie alle da, um die neue Umgebung in Augenschein zu nehmen. Sie scheinen das Verlangen zu haben, etwas zu sehen und zu hören — sie sehnen sich nach etwas.

Und als das kleine Mädchen, Maren, das die Mutter auf dem Arm trägt, die Sonne erblickt, streckt es die Hände danach aus und ruft laut vor Freude.

Per ergreift das Kind und lächelt Sophie zu. Er muß das kleine Mädchen hochheben und küssen.

Und sie lacht und ruft wieder laut vor Freude der Sonne entgegen.

Einen Augenblick steht die Holt-Familie schweigend und andächtig da, während die Sonne segnend ihre Strahlen über sie ausschüttet.

Dann müssen sie sich umsehen. Sie kamen erst am Abend an, als es schon dunkel war.

Es ist nur ein kleines Häuschen mit vier kleinen Fenstern. Aber sie sind hier so herrlich für sich. Und das kleine Häuschen liegt im Grunde so schön dort mit den sonnenbeschienenen Fenstern. Es fehlen allerdings ein paar Scheiben, und der Kalkputz ist hier und da von der Wand herabgefallen. Auch das Dach hat schadhafte Stellen — aber all diesen Dingen kann leicht abgeholfen werden.

Sie gehen umher und betrachten das Stück Gartenland, das zum Hause gehört. Wie es so daliegt, hat es kaum noch eine Aehnlichkeit mit einem Garten. Denn es ist vollständig mit Gras bewachsen; hier und da stehen verstreut ein paar kleine Birken, die vom Moor hier heraufgewandert zu sein scheinen. Ein Hollunderbaum ist das einzige, was davon Zeugnis ablegt, daß Menschenhände hier einmal gepflanzt haben. Aber er steht da und kriecht jämmerlich zusammen in einer Ecke. Dann ist noch etwas da, ein halb erstickter Stachelbeerstrauch, auf dessen moosbewachsenen Zweigen noch einige halbverfaulte Lumpen aus der Zeit der früheren Bewohner hängen.

„Es sieht so aus, als wären die Leute, die hier vor uns gewohnt haben, sehr arm gewesen,“ bemerkt Sophie.

„Ja, ihnen ist alles zugewachsen, wie man sehen kann,“ antwortet Per. „Und viele Kinder haben sie gehabt, der ganze Garten ist voller Fußspuren und zertrampelt.“

„Man sieht es auch an den vielen kleinen Fußsteigen, die sich gebildet haben, wenn sie hier am Wall hin und her liefen,“ sagte Sophie.

„Aber das alles kann ausgebessert werden, Sophie. Das können wir alles ändern.“ Per hebt unwillkürlich die Schultern ein wenig.

„Ich glaube, wir können es hier ganz nett haben. Ich bin froh, daß wir aus dem Gutsgetümmel herauskamen — wenn ich nur gesund werden könnte, Per.“

Sie gehen alle miteinander ein kleines Stückchen hinten um das Haus herum. Da bricht der kleine Junge, der so wie sein Vater auch Per heißt, in ein Freudengeheul aus, denn dort stehen zwei bunte Ziegen und medern auf dem Abhang.

Mit dem Ausdruck leuchtender Hoffnung ruft Sophie: „Glaubst Du nicht auch, Per, daß wir ein paar Ziegen bekommen können, Per?“

„Das können wir leicht, hier muß ja guter Verdienst sein.“

„Ach, dann kriegten wir selber Milch ins Haus. Das hätte ich niemals gedacht.“

Der kleine Per lacht über die Sprünge der Ziegen. Aber Jens geht so ernsthaft und gravitativ hinter dem Vater her, als fühlte er, daß sie beide es sind, die hier die Sachen in Ordnung bringen sollen.

Drinnen im Hause ist sowohl ein Wohnzimmer wie eine Schlafkammer, aber muffig ist es hier, und die Luft ist kalt

und feucht. Die Wände sind häßlich, und der Fußboden besteht aus einer Lehmziele voller Löcher.

Sie haben den Tisch und die Stühle auf die Beine gestellt; mehr Möbel befinden sich nicht im Wohnzimmer.

Die Familie ist zur Mahlzeit versammelt, die aus Brot, einer Schweinsblase mit Fett auf einem halberbrochenen Teller besteht und dann aus Kaffee.

Während des Essens sitzen alle schweigend da, als sei jeder in seine eigenen Gedanken versunken. Nur in langen Pausen fällt dann und wann ein Wort.

Per: „Das erste, was wir hier in Ordnung gebracht haben müssen, ist die Decke. Denn es kann ja direkt hier hereinregnen.“

Sophie nach einer ganzen Weile: „Und Ziegenmilch ist so fett, daß wir sie mit Wasser vermischen können. Dann gibt es mehr.“

Als Jens ungefähr mit der Mahlzeit fertig ist, sagt er: „Ist das nun unser Haus, Vater?“

„Ja, mein Junge, solange wir leben und bezahlen, was wir sollen.“ (Fortf. folgt.)

## Der Krieg gegen Dänemark.

### II.

Nach Abschluß des Londoner Protokolls kam die schleswig-holsteinische Frage keineswegs zur Ruhe. Zwar blieb die Thronfolgefrage vorläufig in der Schwebe, denn der Herzog von Augustenburg hatte sich sein „legitimes Recht“ für blanke Dutaten ablaufen lassen und der Landgraf von Hessen, der auch auf Umwegen irgendwie erbberichtig war, hatte gleichfalls verzichtet. Aber daß von Kopenhagen aus lustig eiderdänische Politik getrieben wurde, erregte in Frankfurt doch einiges Unbehagen. Im Jahre 1855 erhielt das ganze Königreich eine Verfassung, die arg die provinzielle Selbständigkeit der beiden Herzogtümer beschnitt. Als nun nach langem Hin und Her der Bundesstag mit einer bewaffneten Exekution drohte, verkündete Friedrich VII. durch Patent vom 6. November 1858 die Aufhebung der Gesamtverfassung für Holstein sowie ihren Fortbestand für Dänemark und Schleswig. Damit hatte Dänemark scheinbar den Wünschen des Deutschen Bundes Rechnung getragen, in Wahrheit aber war man dem Ziele der radikalen Nationalpartei: Dänemark bis zur Eider! eine gute Wegstrecke näher gerückt, denn Schleswig war jetzt in der Tat dem Königreich einverleibt und Holstein wie eine eroberte Provinz außerhalb der konstitutionellen Bürgschaften gestellt. Dieses Provisorium sollte durch ein königliches Patent vom 30. März 1863 zu einem dauernden und geschlichen Zustand gemacht werden. Das war ein Faustschlag in das Gesicht des Deutschen Bundes, und die Perücken in der Eichenheimer Gasse zu Frankfurt beschlossen denn auch flugs, soweit es ein flugs bei ihnen gab, Dänemark ein Ultimatum zu stellen und ein Bundesexekutionskorps auf die Beine zu bringen. Aber da die internationale Lage Bismarck für die Ausführung seiner besonderen Pläne nicht eben günstig erschien, wußte er den Vollzug der Exekution noch hinauszuschieben. Inzwischen hatten dänische Regierung und Parlament eine Verfassung ausgearbeitet, die mit den Rechten Schleswig-Holsteins ähnlich umsprang wie das März-Patent, aber che er seinen Namenszug unter das Papier setzen konnte, starb am 15. November 1863 Friedrich VII., der Letzte des königlichen Mannestammes. Damit war auch die Thronfolgefrage aufgetollt.

Denn während der Prinz von Glücksburg als Christian IX. den dänischen Thron bestieg, meldete der Sohn jenes Augustenburger, der sein Anrecht auf Schleswig-Holstein verkauft hatte, seine Ansprüche auf die Herzogtümer an. Die Bevölkerung wußte zwar kaum mehr etwas von den Augustenburgern, aber weil die Anerkennung seiner Ansprüche die Losagung von den dänischen Herren bedeutete, jubelten ihm Schleswiger und Holsteiner allenthalben stürmisch zu. Mit dem „legitimen Recht“ dieses Augustenburgers stand es zwar nur so so, und der englische Schachkanzler Lord Palmerston hatte so unrecht nicht, als er höhnte: der schleswig-holsteinische Handel sei so verwickelt, daß nur drei Menschen ihn verstanden hätten, der erste sei Prinz Albert gewesen, der sei tot, der zweite ein dänischer Staatsmann, der sei verrückt geworden, der dritte sei er selber und er habe es vergessen. Aber das hielt die bürgerliche Masse Deutschlands nicht ab, sich in einen wahren Begeisterungsrausch für dieses Augustenburgers „Rechte“ hineinzustürzen. Alles, was seit 1859 an nationalen Kräften in dieser Klasse entseßelt war und was sich auf den zahlreichen Schützen- und Turnfesten an deutscher Einigungssehnsucht kundgab, konzentrierte sich jetzt auf die schleswig-holsteinische Frage. Wieder brauste durch ganz Deutschland das „Schleswig-Holstein, meermühsungen“ und ungestüm wurde an die Regierungen das Verlangen gerichtet, das Londoner Protokoll zu zerreißen und durch einen Krieg gegen Dänemark die Herzogtümer für Deutschland, das heißt: für den Augustenburger, zu erobern. Sicher steckte hinter dieser dynastischen Ideologie ein unleugbares bourgeois Masseninteresse; die Sehnsucht der handelstreibenden Klasse nach den schles-

wig-holsteinischen Seelüften und Seehäfen, aber es hatte ebenso unleugbar etwas Romisches, wie sich das liberale, ja! fast revolutionäre Bürgertum dieses unter fünfunddreißig Landesväter zu seufzenden Deutschlands nach einem sechsunddreißigsten Landesvater sich die Kehle heißer schrie.

Aber Bismarck hatte keineswegs Lust, in dynastischer Sentimentalität zu schwelgen, sondern sah in Schleswig-Holstein den ersten fetten Happen, den Preußen in seinen Schnappack zu stecken hatte: Kühlen Bildes sah er in dem schleswig-holsteinischen Problem keine Rechtsfrage, sondern eine reine Frage preußischer Großmachtpolitik. Während denn auf Beschluß des Bundestages hannoversche und sächsische Truppen als Vollzieher der Bundesexekution in Holstein einrückten, ohne dabei Widerstand zu finden, beschloß er ganze Arbeit zu machen. Mit Oesterreich in dieser Frage unter eine Decke zu kommen, war ihm ein leichtes, denn von jedem selbständigen Vorgehen Preußens befürchtete man in der Wiener Hofburg nicht zu Unrecht einen Nachzuwachs der verhassten norddeutschen Großmacht. Den russischen Pazismus hatte sich Bismarck durch seine stuchwürdigen Bitteldienste bei der grausamen Niederwerfung des polnischen Aufstandes zu Dank verpflichtet, so daß er von dieser Seite nichts zu besorgen hatte. Mit Frankreich stand es so, daß Napoleon, der gewissenlose Ausnützer des „Nationalitätenprinzips“ nicht gut gegen eine Politik einschreiten konnte, die diesem „Nationalitätenprinzip“ gleichfalls zu dienen vorgab und daß er zum zweiten mit gutem Instinkt in dem gemeinsamen Vorgehen Oesterreichs und Preußens eine Quelle der Zwietracht zwischen den beiden Mächten witterte. Was endlich England anging, so raffte es sich zwar auf dem Papier zu einigem Einspruch auf, hütete sich aber, wegen des Londoner Protokolls einen Krieg zu beginnen, der durch Verarmelung des wichtigen deutschen Absatzmarktes seinem Handel verderblich werden mußte.

So hatte Bismarck freie Hand, und nachdem Dänemark im Januar 1864 eine Aufforderung, sofort die von Christian IX. unterschriebene Verfassung vom November 1863 aufzuheben, in den Wind geschlagen hatte, rückte am 1. Februar ein preußisch-österreichisches Korps von 70 000 Mann unter dem uralten Feldmarschall Wrangel in Schleswig-Holstein ein. Moltkes Feldzugsplan war, die hinter dem starken Danewerk stehende dänische Armee durch Umfassung zu vernichten und so den Feldzug in wenigen Tagen zu beenden. Statt dessen wurde ein Frontalangriff auf das Danewerk unternommen, der den Preußen viel Blut kostete und den Dänen die Gelegenheit gab, sich der geplanten und auch von ihnen geplanten Umklammerung zu entziehen und hinter den Düppeler Schanzen eine neue stark besetzte Stellung einzunehmen. Nach einer Reihe erfolgreicher Gefechte gelang am 18. April der Sturm auf diese Schanzen. „Der Angriff geschah“, schrieb Friedrich Engels über diesen Sieg, „mit vier Brigaden (24 Bataillone) gegen vier dänische Brigaden (16 Bataillone), also durchaus keine unersöhnliche Überzahl für einen solchen Sturm. Allerdings waren die Dänen durch das Feuer der Artillerie sehr müde gemacht, indes, das waren die Russen in Sebastopol auch und noch mehr. Daß aber die Preußen in 20 Minuten die ersten sechs Schanzen nahmen, und dann in zwei Stunden — NB. ohne Befehl, denn der brave Prinz (Friedrich Karl) wollte sich damit zufrieden geben — die ganze Halbinsel inklusive des Brückenkopfes nahmen und den irka 13 000 Dänen einen Verlust von 5000 Mann beibrachten, ist mehr, als man den Burschen zutrauen durfte.“ Der Sturm auf Düppel entschied den ersten Teil des Feldzuges, denn jetzt bequante sich Dänemark zu Unterhandlungen, die am 25. April in London unter Teilnahme der europäischen Großmächte begannen, aber genau zwei Monate später ohne Ergebnis schlossen. Erst mußte in einem zweiten Feldzug die dänische Armee durch den nächtlichen Übergang der Preußen auf die Insel Alsen am 29. Juni zum zweiten Male entscheidend aufs Haupt geschlagen werden. Jetzt aber ging Dänemark einen Frieden auf Gnade und Ungnade ein, denn es trat bedingungslos alle seine Rechte auf Schleswig und Holstein an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich ab.

So waren die Herzogtümer den Dänen entrisen, aber über das Schicksal der beiden Gaue herrschte Ungewißheit und Unentschiedenheit, bis, unter gemüßloser Ausschaltung des Augustenburger Prätendenten, der Vertrag von Gastein am 14. August 1865 Holstein unter österreichische, Schleswig unter preußische Verwaltung brachte. Bismarck hatte damit, wie er gewollt, die Lunte am Pulverfaß, denn die gemeinsame Verwaltung der Herzogtümer schuf so viele Reibungsflächen zwischen Berlin und Wien, daß es ihm fürder ein leichtes war, den Kriegsfall zu haben, wenn es ihm paßte. Auch die Schleswig-Holsteiner fühlten mit sehr gemischten Gefühlen, daß sie dem preußischen Schnappack nicht entgehen würden, und die kühnsten Protestler sangen:

Schleswig-Holstein, stammverwandt,  
Schmeißt die Preußen aus dem Land!

Doch das half ihnen wenig. Bismarck setzte seinen Willen durch, aber wenn jetzt das fünfzigjährige Jubiläum jenes Krieges gefeiert wird, so beweist noch heute die brutale preußische Dänenpolitik in der „Nordmark“, daß das Recht der höheren Zivilisation bei der Eroberung der beiden Gaue nicht auf der Seite Preußens war.

# Auf Rollschuhen.

Groteske von A. Weriſchewſa.

Ich stand an dem Büfettischchen, lehnte mich an die Leiche Barriere, die den Asphaltplatz der Rollschuhbahn umgab, auf dem mit Lärm und lustigem Gelächter die Paare dahinflogen, und dachte bei mir:

Und das ist alles? Das ist ja eine wahre Kleinigkeit, auf diesen Räderchen dahinzugleiten! Mir scheint, ich habe das Geheimnis dieses Sports entdeckt: man muß sich nur bemühen, nicht zu fallen — und die Hälfte der Aufgabe ist gelöst. Und wenn man nicht gleich hinstürzt, so werden die weiteren Schritte keinerlei Mühe mehr verursachen. . . Um sich von der Stelle zu bewegen, ist es nur erforderlich, jemanden, der sich in der Nähe befindet, zu bitten, uns einen leichten Stoß in den Rücken zu versetzen. Die Rollschuhe sind derart bewegliche Dinge, daß sie uns in einem Moment an die entgegengesetzte Seite des Platzes bringen werden. Es gilt einen Versuch.

Ich winkte einem der Diener, setzte mich auf den Diwan, streckte die Füße aus und sagte in dem Ton eines verwegenen, tollkühnen Sportsmannes:

„Ein Paar Rollschuhe! Die besten, die es gibt! und daß sie unbedingt auf Rädern sind!“

„Sie sind ja sowieso alle auf Rädern,“ erwiderte der Diener, indem er an meinem Fuß einige Schrauben festdrehte.

„So?“ sagte ich ein wenig verwirrt. „Das ist eine ausgezeichnete Sitte.“

„Fertig, mein Herr!“

Ich stellte meine gesattelten Füße auf die Erde und bewegte sie behutsam hin und her. . . O weh, ich fühlte keinen festen Boden unter mir: meine Füße schienen in der Luft zu baumeln.

„Ist das . . . immer so?“ fragte ich schüchtern.

„Wie meinen Sie?“

„So . . . glatt.“

„Gewiß, da sind doch Räder. Bitte, auf die Bahn.“

Ich erhob mich vom Diwan, jedoch im selben Augenblick glitt ein Fuß mit großer Schnelligkeit zur Seite und ich ließ mich wieder auf meinen Platz nieder. Ich hatte in meinem Leben schon oft auf verschiedenen Sofas geessen, aber noch niemals hatte ich darüber eine so aufrichtige Befriedigung verspürt wie heute.

Nie hätte ich früher geglaubt, daß man ein solches einfaches, billiges, mit Wolle ausgestopftes Kissen so lieben und eine solche Anhänglichkeit dafür verspüren könnte. Um keinen Preis wollte ich mich davon trennen.

„Bitte, auf die Bahn.“

„Sih!“ lachte ich. „Sih! . . . Ich will hier noch ein wenig sitzen, mein Lieber. Man wird müde so den ganzen Tag über. Hier ist es bei Euch sehr nett: warm und gemütlich.“

Er ging fort, und ich blieb sitzen, seufzte jämmerlich und berührte von Zeit zu Zeit vorsichtig mit dem schlüpfrigen Fuß den Boden.

Neben mir wurden einem Herrn Rollschuhe angechnallt, der sich in derselben Lage wie ich befand. Aber in diesem Menschen lebte der Geist eines Helden! In der Zeit Zwans des Schrecklichen hätte er gleich Zermal Sibirien erobert, bei einer Begegnung mit einem Tiger ihm einen Faustschlag vor die Stirn versetzt und das betäubte und überraschte Tier an einem Strick nach Hause geschleift. . . Dieser Mensch hatte die Seele eines Helden! Er sah nicht halbe Stunden lang auf dem Diwan, zögerte nicht unnötig, sondern stand sofort auf, redete sich zu voller Höhe und — plumpste auf den Büfettisch mit seiner ganzen Schwere.

Wenn schlechte Beispiele ansteckend sind, so sind es die guten gleichfalls: ich erhob mich, und mich fest an den Diener lehrend, mit der ganzen stürmischen Bärtlichkeit, deren meine anscheinende Natur fähig ist, begab ich mich zur Barriere.

Und dann — blieb ich allein, klammerte mich krampfhaft an das Geländer und gab mir den Anschein, als interessiere mich die Beschaffenheit des Platzes auf das höchste.

„Warum laufen Sie denn nicht?“ fragte mich ein Herr, der an einem kleinen Tischchen in der Nähe saß, freundschaftlich.

„Ich . . . laufe ja.“

„Lassen Sie doch die Barriere los! Halten Sie sich nicht daran — dann geht es leichter.“

Ich befolgte den Rat. Aber meine Füße (nie hätte ich in meinen eigenen Extremitäten so viel Schläute und Bosheit vermutet) bemerkten dieses Manöver und liefen sogleich nach beiden Seiten so weit auseinander, daß es mich große Mühe kostete, sie wieder zusammenzubringen. Dabei machte ich eine Bewegung, welche an die populärste Figur im Cafewalk erinnerte, und klammerte mich mit krampfhafter Faust aufs neue an das Geländer an.

„Nur Mut, nur Mut!“ rief mir mein Gönner zu. „Schmiegen Sie sich nicht so an die Barriere wie an eine geliebte Frau. Hände frei und weg von der Barriere.“

Er scheint zu wissen, was man tun muß, dachte ich und löste mich vom Geländer. Und jetzt war es, als ob ich in der Luft schwebte. Die Rollschuhe fuhren selbständig auf dem Asphalt umher, als wären sie lebendig, ich warf mich nach hinten zurück, wand mich wie ein Kal und endlich, als ich sah, daß ein schmachvolles Fallen unvermeidlich sei, ergriff ich mit Witzschnelle einen vorübergleitenden Läufer an beiden Händen.

„Was ist los?“ fragte er erstaunt. „Was soll das bedeuten?“ Ich brühte seine Hände, schüttelte sie, wand mich hin und her und sagte, um mein taktloses Vorgehen zu entschuldigen, mit zitternden Lippen:

„Ah, guten Morgen! . . . Wie geht es Ihnen? Sie . . . erkennen mich nicht?“

„Ich sehe Sie heute zum erstenmal! Geben Sie meine Hände frei!“

Er riß sich los. Meine Füße ließen sich die bequeme Gelegenheit nicht entgehen, ihrem Herrn einen Schabernack zuzufügen, rutschten nach verschiedenen Seiten aus, und ich ließ mich schwer auf den Asphaltboden nieder.

„Sie sind gefallen?“ fragte mich mein Gönner teilnehmend.

Ich machte mir etwas an den Rollschuhen zu schaffen.

„Nein, ich habe mich bloß so hingelegt. Ich muß die Riemen fester schnallen. Sie werden vom Laufen los.“

Nachdem ich an einem der Riemen herumhantiert hatte, kroch ich vorsichtig bis zum Geländer und fand in ihm aufs neue einen alten, treuen, bewährten Freund.

„Sobald Sie merken, daß Sie fallen,“ sagte der Herr, der am Tischchen saß (jetzt vermute ich, daß es bloß ein zufälliger Zuschauer war, der sich zum erstenmal an dem neuen Sport ergötzte), „sobald Sie merken, daß Sie fallen — so heben Sie sofort einen Fuß auf. . . Das Gleichgewicht wird auf diese Weise wieder hergestellt.“

Aufs neue trennte ich mich schweren Herzens von der Barriere. . . Den Rat meines Gönners zu befolgen, war um so leichter, als ich sogleich ausglitt. Und ich befolgte ihn sogar auf eine zweifache Weise. Er hatte mir geraten, ein Bein aufzuheben, und ich hob beide auf. Es war allerdings schon nach dem Fall, und ich mußte dazu mit dem Rücken den Asphalt berühren, aber ich sah doch, daß es in Wirklichkeit nicht so schrecklich war, zu fallen.

An mir vorbei flog ein eleganter Herr, grazios vorüber geneigt und leicht, ohne Anstrengung, auf der Asphaltfläche dahingleitend.

Ich will es ihm nachmachen, dachte ich. Falle ich, nun gut, was ist denn weiter dabei?

Die Hände auf dem Rücken haltend, stürzte ich mich wie ein Wirbelwind in die Menge der Läufer. Ich fiel nur zweimal hin, riß aber ungefähr zehn Menschen um, warf dann einen unbekannten biden Herrn rücklings auf die Barriere und ließ mir schließlich, ermüdet, aber mit mir selbst zufrieden und von verschiedenen Segenswünschen und Komplimenten begleitet, die Rollschuhe abchnallen.

Den nächsten Tag warf ich nur zwei Personen um und berührte die Barriere nur selten, meistens nur, um ihr gönnerhaft auf den elastischen Rücken zu klopfen. . . Am dritten Tag riß ich niemanden zu Boden (mich dagegen hat man umgeworfen — irgendein ungeschickter Bär — der Teufel soll ihn holen — und eine unbekannte, zum Verzweifeln unbegabte junge Dame), die Barriere betrachtete ich mit Verachtung, als etwas Lächerliches, Unnütziges, und hielt mich demonstrativ in einiger Entfernung von diesem Heberbleißel einer längst überwundenen Ungeschicklichkeit und Furcht. . . An den erschrocken, von Angst verzerrten Gesichtern vorüberliegend, rief ich ihnen gönnerhaft zu: „Nur Mut!“, und jetzt — wenn man mir sogar einen Preis für das Laufen anböte, so würde ich ihn ohne jedes Zaudern, ohne Widerspruch und falsche Bescheidenheit annehmen.

## Kleines Feuilleton.

Aus den Sturm- und Drangjahren des deutschen Naturalismus. Johannes Schlaf, der mit seinem Genossen Arno Holz zusammen als Verfasser des „Papa Hamlet“ und der „Familie Selide“ in der ersten Reihe der jungen Dichterschule des modernen deutschen Naturalismus gestanden und sich dann zum still-behaglichen Schilderer von Dingsda entwickelt hat, berichtet in seiner Weise, gemächlich, genau und intim seine Erinnerungen aus den Tagen der „Freien Bühne“ und der Entstehung des naturalistischen Dramas. In dem neuesten Aufsatze dieser in der Gottaschen Monatschrift „Der Greif“ erscheinenden Erinnerungsreihe erzählt Schlaf allerlei hübsche und kennzeichnende Einzelheiten aus jenen Sturm- und Drangjahren des deutschen Naturalismus. Ist es doch höchst charakteristisch, wenn Holz und Schlaf bei der Ausarbeitung der groteskschauerlichen Nachtstimmung gegen Ende des „Papa Hamlet“, um den Reflex eines Nachtlichtes gegen einen darumgelegten Zeitungsbogen und in einem dunklen Zimmer ganz genau wiederzugeben, das Zimmer verdunkeln, in einem blauen Wasserglas ein Nachtlichtchen anzünden und einen Zeitungsbogen darum herumlegen! Schlaf bemerkt freilich, daß ihm schon damals diese „Vastelei von Wittenbugatellen“ nicht recht habe gefallen wollen; und in dem Bedürfnis, einmal etwas so recht aus einem Guß und and in einem Zuge aus dem vollen Drange eigensten inneren Erlebens heraus zu geben, entwarf er die „Familie Selide“, die er wesentlich als seine Arbeit in Anspruch nimmt.

Es war die Zeit, da die „Freie Bühne“ gegründet und Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ aufgeführt wurde. Ueber das Schicksal, das die „Familie Selide“ in diesem Kreise fand, erzählt Schlaf das

**Kunst.**

Folgende: „Die Familie Selide“ las ich gelegentlich eines Abends bei Karl Hauptmann vor. Zugegen waren außer Karl Hauptmann und seiner Gattin Gerhart Hauptmann mit Gattin und Holz. Die Vorlesung erzielte einen ungewöhnlich starken und unmittelbaren Erfolg. Ich entsinne mich, daß Frau Gerhart Hauptmann vor Erschütterung weinte, und daß er aufsprang, mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab ging und seine Ergriessenheit mehrere Male in lebhaftester Weise äußerte. Es versteht sich, daß wir das Drama auf der „Freien Bühne“ aufgeführt wissen wollten. Gerhart Hauptmann schlug vor, daß wir es eines Abends bei ihm Brahm vorlesen sollten. Die Wirkung dieser Vorlesung sollte aber eine recht andere sein. Es entspann sich, als ich meinen Vortrag beendet hatte, eine lebhafteste ästhetische Diskussion, unter der Brahm indessen in vollkommenem Stillschweigen verharrte. Karl Hauptmann aber riet, ich weis nicht mehr, aus was für theoretischen Gründen, mit aller Entschiedenheit von einer Aufführung ab. Jetzt erst, als Karl Hauptmann fertig war, sagte Brahm — ich höre noch, als wärs heute, seine leisen, farblosen, trocknen, knappen Worte: „Ich muß mich dem Standpunkt des Herrn Dr. Hauptmann anschließen“. Einzig Frau Gerhart Hauptmann unterbrach das etwas peinliche Schweigen, das nach Brahms Ablehnung entstanden war, mit der Bemerkung, daß man doch wenigstens einen Versuch mit dem Stück machen könnte. Doch das weiter dauernde Schweigen übergang diesen Vorschlag glattweg.“

Man erkennt hier schon den Keim, der binnen kurzem zur Spaltung innerhalb der „Freien Bühne“ führen sollte. Schlaf macht Brahm den Vortwurf, daß er bei allen sonstigen tüchtigen Eigenschaften doch nicht der Mann war, um einzuziehen, „daß eine solche Bewegung unmöglich auf einem Bein stehen kann.“ Er sah nur Hauptmann, nicht die anderen. Und so kam es nicht gerade aus heiterm Himmel, daß eine ganze Anzahl des alten Mitgliederstammes der „Freien Bühne“ mit Holz, Wahr und mir auschied.“ Ja, Hermann Wahr — der war eben am literarischen Himmel von Berlin neu aufgetaucht, frisch aus Paris zurück und er hatte den Berliner Naturalisten die erste Kunde von Maeterlinck, sowie von der ganzen Dekadenten und neuen symbolischen Dichtung Frankreichs mitgebracht. Es sah sich ja recht unterhaltlich mit an Wahrs Tische, wenn er im Café „Daiserhof“ auf seiner Polsterbank lag, die schwarze Genieslocke in der Stirn, eine grellrote Kravatte um den Hemdkragen, die lange Virginia im Mundwinkel, und — wenn er nicht mit seiner verlernten Handschrift auf einem handlich zugeschnittenen Papierblock mit dem Kopierstift „gleich ins Meine“ seinen Pariser Dekadenzroman „Die gute Schule“ oder seine Feuilletons für die „Freie Bühne“ hinwarf — von Paris, der „Décadence“, „Chat Noir“, dem „Fin de Siècle“ und dem Symbolismus erzählte und die Ueberwindung des Naturalismus verflüchtete, pointierte, mit kultiviert sensibler brillanter Verbalität, halb Pariser, halb Wiener, der geborene Feuilletonist und Verfäher. . . . Aber so sehr einen das interessieren konnte — ich säßte im Stillen: das war wohl von allem Anfang bei uns auch schon gleich das „Ende vom Liede“.

**Heilkunde.**

Das durchschossene und geheilte Herz. Ins Herz getroffen zu sein, galt in buchstäblichem und übertragenem Sinne früher als eine unbedingt tödliche Verwundung, aber auch diese Regel hat die Kunst des Chirurgen umgestoßen. Die ärztliche Literatur hat auf ihren Ruhmesblättern schon eine beträchtliche Zahl von Fällen verzeichnet, in denen Herzwunden zu völliger Heilung gebracht wurden. Freilich sind Schutzverletzungen begreiflicherweise noch weit gefährlicher als solche durch einen Stich, obgleich auch bei diesen selbstverständlich die Voraussetzung zu machen ist, daß sie mehr oberflächlicher Natur sind.

Der Privatdozent Dr. Finsterer hat jetzt vor der Gesellschaft der Ärzte in Wien einen beachtenswerten Erfolg geschildert, den er an einem Selbstmordlandwidener gegen eine Schutzverletzung des Herzens erzielte. Es handelte sich um einen jungen Mann, der sich durch einen Revolvererschuß ums Leben zu bringen verdingte und sich auch ins Herz getroffen hatte, so daß er in einem anscheinend hoffnungslosen Zustand der Unfallsstation eingeliefert wurde. Er befand sich in totenähnlicher Bewußtlosigkeit und der Puls war fast völlig verschwunden. Der Arzt griff infolgedessen sofort zur Kannpferiprize, schritt aber nicht zur Operation, ehe er nicht die Art und den Grad der Verletzung möglichst genau festgestellt hatte. Zu diesem Zweck wurde der Verletzte auch mit Röntgenstrahlen durchleuchtet und es ergab sich, daß die Revolverkugel im Herzen selbst steckte, in dessen Inneren aber beweglich war und bei der Zusammenziehung und Ausdehnung des Organs hin und her geworfen wurde. Nach Beratung mit Professor Hochweg wurde die Operation in der Weise ausgeführt, daß die Herzwunde von außen zugenäht wurde, ohne das Geschloß zu entfernen, was ohne die äußerste Lebensgefahr nicht möglich gewesen wäre.

Nach 14 Tagen konnte von einem sicheren Gelingen der Operation gesprochen werden, und nach weiteren 4 Wochen war die Revolverkugel derart nahe der Herzspitze eingeklebt, daß sie nur noch verhältnismäßig geringe Beschwerden verursachte. Der gezielte Selbstmörder wird also wahrscheinlich, wenn er nicht etwa seine Absicht mit mehr Erfolg wiederholt, mit der Kugel im Herzen ganz ununter weiterleben können.

Rodin über die Kunst des Bildhauers. Der greise Meister Rodin wird nicht müde, den jungen Künstlern in immer neuer Form die Rückkehr zur Natur zu predigen, die er als die letzte Wahrheit aller Erfahrung seiner langen Künstlerlaufbahn betrachtet. „Mein ganzes Leben war eine Art Studium“, so sagt er in einem Aussprache. „Mein Ziel war niemals, Aufträge zu bekommen, sondern zu studieren: dies erklärt, warum die Ausführung mancher Werke so lange gedauert hat. Was mich leitet, ist vor allem die große Liebe zur Natur; man muß sie lieben und ständig mit ihr leben. Sie ist in Wahrheit die große Stumme, die endlich doch redet, einen begeistert und ihre Geheimnisse ausliefert. Die Natur ist die einzige Wahrheit, die man sehen lernen muß. Man kann es nicht. Wenn man jung ist, verschwendet man sich. Dann hat man im Kopf einen Haufen von Phantasien, Träumen und fertigen Ideen. Man sucht die Dinge im Kopf, man muß aber die Augen aufmachen lernen. Das ist schwer. Ich selbst habe die Hälfte meines Lebens damit verbracht, die Kunstgriffe zu vergessen und mich von dem zu befreien, was man mich gelehrt hatte.“ Dann geht Rodin darauf ein, wie ihm das Zeichnen bei der Bildhauerei zu flatten kommt: „Zimmer und immer habe ich die Natur in ihrer Raubität nachgebildet und durch Uebertreibung der Bewegung erhalte ich zuweilen eine Geschmeidigkeit, die sich der Wahrheit nähert. Dies ist in einem Worte das, was die Alten taten: die erweiterten die Natur. Die Griechen waren reine Realisten. Die Venus von Melos ist die Nachbildung eines weiblichen Körpers nach dem Leben. Man mag sie Venus nennen oder wie man will, es ist ein wirkliches Weib und darum ist sie schön. Die großen Künstler des Altertums sahen die Natur mit einfältigen Augen an. Sie sahen gut, sie bildeten gut nach, und so wurde man von ihren Werken bewegt: in ihnen ist eine Sekunde oder eine Minute des veränderlichen unendlichen Geheimnisses festgehalten.“

Weiter kommt Rodin auf die Schönheit des menschlichen Körpers zu sprechen: „Seit den 60 Jahren, in denen ich ihn studiere, entdecke ich täglich neue Seiten, die ich noch nicht kannte. Meine Modelle enthüllen mir häufig seine Schönheit, wenn sie ihre Pose aufgeben. Ich ordne nie eine bestimmte Bewegung an, sondern sage dem Modell: sei zornig, träume, bete, weine, tanze. An mir liegt es dann, die Linie herauszugreifen und festzuhalten, die ich für wahr halte. Es ist mit diesen Stellungen und Bewegungen wie mit den Wellen des Meeres; ihre Mannigfaltigkeit ist unendlich und die ganze Schönheit des Menschen ist in der Prometheusfabel enthalten. . . . Im Anfang meiner Laufbahn fragte ich jedes Modell nach den Werksätten, in denen es Modell gestanden hatte und wenn es aus der Ecole kam, merkte ich es nur zu bald: sobald es auf den Tisch gestiegen war, nahm das Modell eine der Bewegungen an, die sie dort lernen und immer waren diese Bewegungen falsch. Soll man sich darüber wundern? Was lehrt man denn dort? Die Komposition, eine Theaterwissenschaft, die Wissenschaft der Lüge. Man muß auf die Natur hören; sie ist die ewige Wissenschaft und die uner schöpfliche Quelle, durch sie können wir die Wahrheit kennen lernen, durch sie unser erworbenes Gut unaufhörlich bereichern. Sich auf die Phantasie zu verlassen heißt, seine Ohnmacht eingestehen. Was ist denn die Phantasie anders, als die Fähigkeit, Erinnerungen zusammenzustellen? Unsere Erinnerungen aber sind beschränkt und die Phantasie hat ihre Grenzen, während die unendliche Natur unaufhörlich einen uner schöpflichen Vorgang bereit hält, dessen unendliche Fülle der Eindrücke uns anzieht.“

**Sprachkundliches.**

Rosetwörter. Schon in den geschichtlich für uns erreichbaren ältesten Zeiten unseres Volkstums sehen wir, wie an Stelle der hollern Perionennamen gern Rosenamen eintreten; man denke an den Westgotenbildhof, der den Namen Wulfila führte, eine Rosetform zu dem Vornamen mit Wulf (= Wolf), an Wulfhart u. a. Nach neueren Untersuchungen haben alle unsere Rosetformen ihren Ursprung bei diesen Eigennamen. Auch Gattungsnamen gewinnen so eben etwas den Eigennamen Verwandtes. Der Mensch rückt sich auch gewaltige Naturerscheinungen durch derartige Sprachformen unendlich näher und verkehrt mit ihnen wie mit feinsten Gleichem. So nennt der Schweizer einen mächtigen Berg ein Bergli und ein schweres Donnerwetter ein Wetterli, und der Ortler, der höchste Berg der österreichischen Alpen, heißt eigentlich Ortke, d. h. Spitzlein. Wir sehen bei jeder Volkssprache eine ausgesprochene Vorliebe für solche Rosetwörter, die immer etwas Trauliches, Gemütliches an sich tragen. Man denke nur an Rosetwörter wie alemannisch: Bubi, Ketti, Tierli, österreichisch: Diendel, Schandahäpfl, schleife Madel, Gänsebiemel, moselfränkisch: Wlemcher, Gidelcher, westfälisch: Wäckes, Engelles u. a. Dabei liebte auch die deutsche Bergmannssprache Ausdrücke wie Restlein, Klüftlein u. a. So nennt der Bergmann Körnchen von edlem Metall Auglein, eine kleine Sanduhr Sandseigerlein, eine Spreize, an der die Fahrt, d. h. die Leiter, mittels eiserner Bänder befestigt wird, Fröschel, das Haus, in dem ein Vergünne auf das Schlagen der Uhr acht geben mußte, damit rechtzeitig Schicht gemacht wurde, Horschhänel u. a. Auch die bekannnten Harzer „Vogelhäsel“ mit ihren Kanarienvögeln gehören hierher.